

Dann kommt der Brieffschreiber zu einem Schluß, den man nicht dick genug unterstreichen kann:

„Lassen Sie, wenn eben möglich, nicht charakterlichen Ausschuß herüber. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß 10 anständige Menschen das Unheil nicht wieder gutmachen können, was ein einziger anrichten kann. Wir sind hier tatsächlich Vertreter Deutschlands, und gerade wir können viel tun für das Ansehen unserer Heimat; noch viel leichter kann aber das Gegenteil erreicht werden...“

Der Spätheimkehrer

Franz Mummert 24 26

Ich habe das große Glück gehabt, den Ural mit dem ersten Heimkehrertransporte dieses Jahres am 18. September zu verlassen. Zehn Tage rollte der Zug, Tag und Nacht, mit offenen Türen und fast ohne Bewachung. Der russische Transportführer hatte zusammen mit seinen unbewaffneten Posten offensichtlich nur die eine Sorge, daß keiner irgendwo den Zug verpassen möge. Die letzte Filzung (Gepäckdurchsicht) war im Lager. Weder in Brest-Litowsk, noch in Frankfurt oder Eisenach wurde unser Gepäck auch nur angerührt. Niemand wurde im Lager oder unterwegs irgendwo noch aus dem Zuge herausgenommen und zurückgeschickt, wie es in früheren Jahren der Fall war. Wir hatten im Ganzen den Eindruck, daß man bemüht war, uns so schnell wie möglich loszuwerden. Die russische Zivilbevölkerung war uns gegenüber zurückhaltend, wo sie nicht Interesse hatte, ihre Tomaten, Apfel oder dergleichen gegen unser Brot zu tauschen. Die Posten versuchten diese Geschäfte zu verhindern, während die Unterhaltungen der Landsler mit den Zivilisten sie meist nicht interessierte, wie überhaupt die Behandlung von russischer Seite während des ganzen Transportes unwahrscheinlich großzügig war. Die Polen, die während der Durchfahrt durch ihr Land die Bewachung übernahmen, waren schärfer.

Der Empfang in Frankfurt/Oder war sonderbar. Nachdem wir fast eine Stunde dort gestanden hatten, durften die Rote-Kreuz-Schwester uns Kaffee bringen und, wo nötig, Verbände anlegen. Nach eineinhalbstündigem Aufenthalt rollten wir weiter nach Fürstenwalde. Der Zug

fuhr an eine Rampe, an deren anderer Seite später der D-Zug hingeschoben wurde, der uns nach dem Westen bringen sollte. Von der Zivilbevölkerung waren wir auch hier ganz abgeschlossen. Die Ärzte und Schwestern des Roten Kreuzes und anderer Organisationen bemühten sich in aufopferndster Weise um uns. Zwischen zehn und elf Uhr nachts fuhren wir wieder los. Jeder hatte seinen Sitzplatz und bekam ein halbes Weißbrot, $\frac{1}{4}$ Pfund Butter, $\frac{1}{4}$ Pfund Wurst und 5–6 Äpfel. Gegen sechs Uhr morgens waren wir in Halle/Saale und gegen zehn Uhr in Eisenach. Gerade diese Fahrt hat uns sehr beeindruckt. Wohl war noch keine laute Stimmung aufgekommen; noch waren wir jenseits des Eisernen Vorhanges, und niemand wusste, ob nicht dieser oder jener noch hängen bleiben würde; jeden konnte es treffen. Aber alle Augen leuchteten, war es doch das erste Stück Heimat, welches wir bei Tage durchfuhren. In Eisenach mußten wir noch 24 Stunden in ein altes NKD-Lager, in dem wir neu eingekleidet wurden. Jeder erhielt einen Straßenanzug, Unterwäsche, ein Oberhemd, Socken, Halbschuhe, Schlips und einen Hut, soweit vorhanden, natürlich alles neu; Geschenk der DDN! Im Lager war es tadellos sauber und ordentlich. Das Betreuungspersonal war Tag und Nacht auf den Beinen und stets freundlich und entgegenkommend. Am 28. September wurden wir vormittags in Omnibusse verladen und nach der Grenze Wartha/Herleshausen gebracht.

Hier trat uns wohl zum ersten Male die Tragik der Spaltung Deutschlands in ihrer ganzen Schwere entgegen. Im Herzen Deutschlands, hier wie dort deutsche Menschen, deutscher Boden und doch zwei Welten! Am geschlossenen Schlagbaum saßen drei Zollbeamte, die in ihren Listen jeden von uns, der vorbeikam, abstrichen. Ja und dann, — — — dann waren wir frei!

Das war also das Ende der achteinhalb Jahre hinter Stacheldraht, und Ihr werdet sicher fragen, wie war es sonst, besonders nach eurer Verurteilung? Seid Ihr überhaupt verurteilt worden? O ja, es sind fast alle verurteilt worden! Ich wurde z. B. als Angehöriger einer verbrecherischen Einheit (Wirtschaftskommando) in der Sitzung des Lenin-grader Tribunals der NKD-Truppen in Kohla-Järve (Estland), die in meinem Falle vom 23. 12. 49, 23.55 bis zum 24. 12. 49, 00,05 dauerte, wegen Beihilfe zum Verbrechen gegen die Menschlichkeit nach § 17 des Ukas (Sondererlaß) vom März 1943 zum Tode verurteilt. Da es seit 1947 in der Sowjetunion keine Todesstrafe mehr gab, wurde das Urteil in 25 Jahre Strafbesserungslager umgeändert.

So saß ich am Heiligen Abende 1949 im Militz=(Polizei=)Gefängnis in Kohla=Järve. Eine nette Bescherung! Es war nur tröstlich, daß wir viele waren. Am 1. Weihnachtstage wurden wir in das Gefängnis Ratwere in Estland eingeliefert, wo uns zum Empfange alle Haare am Körper und alle Knöpfe an den Kleidern abgeschnitten wurden. Hier begann schon die Nervenmühle. Wir wollten trotz allem nicht glauben, daß wir die 25 Jahre in Rußland absitzen müßten, ohne aber den geringsten Beweis dafür in den Händen zu haben. Schon nach einigen Tagen wurde auch vom Gefängnispersonal geäußert, daß wir die Sache nicht so tragisch nehmen sollten, es sei nur eine politische Maßnahme; wir würden sicher bald nach Hause fahren.

Mitte Januar 1946 kamen wir in das Zentralgefängnis nach Reval in Estland, wo ich fünf Monate saß. Das war eine recht trübe Zeit, das Zusammengedrängtleben in den Zellen, die Gefängnisluft und der Hunger. Die Behandlung war für dortige Verhältnisse korrekt. Wir waren hier vierhundert deutsche Soldaten. Im März kam eines Nachts eine Kommission in unsere Zelle und rief nach einer Liste einen Teil von uns auf. Diese kamen aus der Zelle hinaus. Einige Tage später erfuhren wir, daß 260 unserer Kameraden nach Hause gefahren waren, und machten uns Hoffnung, daß wir auch bald dran sein würden. Am 28. April 1946 erschien ein Major vom Ministerium in unserer Zelle und teilte uns mit, daß wir in wenigen Tagen repatriiert werden würden, frug, ob wir unterwegs warme oder kalte Verpflegung haben wollten, und überprüfte unsere Wertgegenstandskontrollen. Während des anschließenden Kleiderappelles im Gefängnishofe überbrachte ein Gefängnisbote dem Major ein eiliges Schreiben. Der Major stutzte, las das Schreiben ein zweites Mal — und brach den Appell, den Heimfahrerappell, ab. Vom Heimfahren kein Wort mehr. Was war geschehen? Vermutungen — offensichtlich war irgendein politisches Ereignis (Korea?) eingetreten, das unsere Heimfahrt für unzweckmäßig erscheinen ließ. Der Zug war uns wieder einmal an der Nase vorbeigefahren!

Nach einigen Wochen kamen wir nach Leningrad in ein Verteilergefängnis und von dort nach dem Lager Borowice in den Waldaihöhen, wo wir etwa 800 Kameraden, darunter über 200 spanische, vorfanden. Ich kam dann mit 130 anderen Kameraden nach Tuschino am Stadtrand von Moskau. Die drei Monate in diesem Zeltlager waren wohl die besten in meiner ganzen Gefangenschaft. Was uns als erstes angenehm überraschte, war der vorbildliche Geist, der in diesem nur 500 Mann starken Lager herrschte. Aber auch von russischer Seite war man

so großzügig, wie ich es sonst nur auf dem Heimattransport erlebt habe. Leider kamen wir aber schon nach drei Monaten in den Ural bei Sverdlowsk. Hier mußten wir uns erst recht hart durchbeißen. Die Bevölkerung war sehr stark „gespritzt“. Wir sollten alle Kommandanten von Konzentrationslagern und Ähnliches gewesen sein. Unter dem Hinweis, daß wir alle Verbrecher wären, die keinerlei Recht besäßen, versuchte man, uns in der schmutzigsten Weise zu betrügen. Ich werde nie vergessen, wie der russische Meister Gladkin bei einer Auseinandersetzung wegen der Bezahlung unserem deutschen Gruppenführer sagte: „Ihr seid unsere Sklaven, wir können mit euch machen, was wir wollen.“ — Aber wir haben uns durchgebohrt.

Und dann kamen die vielen Pakete! Da können wir der Heimat gar nicht genug danken! Denn nur ihnen haben wir es zu verdanken, daß unsere Körper heute im Durchschnitt so gut in Ordnung sind und unsere Nerven nicht zerrissen! Zum Schlusse bekamen wohl 98 % von uns jeden Monat ein Paket von irgend einer Roten-Kreuz-Organisation, und dann noch die vielen anderen von Verwandten, Freunden, Schulklassen und anderen Spendern. Euch allen vielen, vielen Dank! Von den Roten-Kreuz-Paketen kamen mindestens 95 % an, während von den Privatpaketen im schlimmsten Falle 20 % verloren gingen oder beraubt uns erreichten. Es sind weit mehr angekommen, als man in der Heimat im allgemeinen annahm. Die Pakete brachten unsere Gastgeber in arge Verlegenheit, denn da sie gewöhnt sind, mit dem Brotkorb zu regieren, standen sie plötzlich vor einer neuen Lage, und sie mußten uns ja die Pakete ausliefern. So kam es, daß unser Lebensstandard sich gegenüber den ersten Jahren wesentlich gehoben hat. In dem Lager, in dem ich zuletzt war, lagen wir zu zehnt in einer Stube, mit fünf eisernen Doppelbetten mit Federmatratzen, Strohsack mit weißem Bettlaken und weiß bezogenem Kopfpolster (die Wäsche wurde alle zehn Tage gewechselt). In der Mitte stand ein großer Tisch; wir hatten Zentralheizung, die gut funktionierte, elektrisch Licht und auf einer Reihe Stuben Lautsprecher. Außerdem war eine Volksküche im Lager, in der sich jeder aus den Lebensmitteln, die er in den Paketen bekam, kochen und backen lassen konnte, was er wollte, und in mancher Woche kamen hundert und mehr Sorten dort heraus, teilweise geradezu Gedichte gastronomischen Könnens. An den Abenden, besonders aber Samstag Abend und sonntags, sah man in den vier Aufenthaltsräumen und im Speisesaal (im Sommer auch an den vielen Tischen, die wir uns um die Baracken herum zwischen die Blumenanlagen gezimmert hatten) die Kameraden, wie sie sich, ihrer Neigung entspre-

chend, zusammengefunden hatten, zusammensitzen, sauber und gut angezogen, (denn die Heimat hatte uns auch in dieser Beziehung bestens versorgt), bei ihrem Kuchen oder belegten Broten, bei Kaffee, Tee oder Kakao sich lebhaft unterhaltend. Der Geist im Lager war sehr gut. Jeder suchte seinen Kulturstand zu halten, und einer unterstützte den anderen dabei.

Man sprach von der Heimat, von früher, von der unergründlichen Zukunft; und Hoffnung und Sorge kam und ging wie die Welle, wie Ebbe und Flut.

Ein Geschenk, wenn man Freunde findet; und es wurden Freundschaften geschlossen, die immer wahren werden. Auch zwei Witzenhäuser Kameraden traf ich: die Kameraden Hillecke und v. Schönau-Wehr. Beide haben viel Schweres durchmachen müssen, insbesondere Kamerad Hillecke, der schon 1941 in Persien von den Russen vereinnahmt wurde — er ging unmittelbar nach dem Diplom, 1928 oder 1929, mit Mahdawi nach Persien — und der schon den ganzen Krieg hindurch unter recht bitteren Umständen in Moskauer Gefängnissen zugebracht hat. Aber beide sind gesund und ungebrochen. Ich wäre glücklich, wenn ich hörte, daß auch sie daheim seien.

Mancher alte Plenni (Kriegsgefangene), der 1949 oder früher heimgekommen ist, wird sagen: Was wollt Ihr denn? Wie glücklich wären wir gewesen, wenn wir es nur halb so gut gehabt hätten! „Nein, mein Lieber, das ist ein Irrtum! Die letzten beiden Jahre waren die weitaus schwersten der ganzen Gefangenschaft, und jedes weitere Jahr, das unsere Kameraden noch dort sein müssen, rückt sie immer mehr an die Grenze des Unerträglichen. Ich will jetzt versuchen, Euch einen ganz kleinen Einblick in die Seelenqualen unserer Kameraden zu geben; es kann nur ein ganz unzulänglicher Versuch sein; denn wirklich begreifen kann es nur der, der selbst bis zum Schluß mit ihnen gelebt hat! Laßt Euch in Narkose die Nägel aus den fünf Fingern einer Hand herausreißen und ein paar Tage später die der anderen Hand bei vollem Bewußtsein, so werdet Ihr einen Begriff davon haben, wie die ersten Jahre der Gefangenschaft waren und wie die letzten und besonders die noch kommenden. Damals hatten wir Hunger, bitteren Hunger, liefen in Lumpen und froren. All unsere Gedanken waren restlos erfüllt von den Sorgen um die Erhaltung unseres Lebens. Das große Leben ging fast unbemerkt an uns vorüber; wir vegetierten. Später, als es uns etwas besser ging, lebten wir von der Hoffnung, nun in absehbarer Zeit alle nach Hause zu kommen.

Ich hörte vor ein paar Tagen einen Pfarrer in einer Abendandacht das Wort sagen: Nur, wer eine Zukunft hat, hat eine Gegenwart! Niemand kann dieses Wort besser verstehen, als einer, der jetzt aus russischer Kriegsgefangenschaft gekommen ist oder noch dort ist. Bis zu unserer Verurteilung hatten wir noch eine Zukunft; ein jeder schmiedete Pläne, wie er sich nach dieser völligen Umwälzung ein neues Leben zimmern würde. Aber nachher? Da gab es keine Zukunftspläne mehr! Bei jeder Karte, jedem Pakete, die wir bekamen, hatten wir ein lachendes und ein weinendes Auge: Wir freuten uns von ganzem Herzen über den Gruß, die Gabe, die Bildchen von unseren Lieben, und mit jedem Bilde von unseren immer größer werdenden Kindern, von unseren immer älter werdenden Eltern kam eine Bitterkeit in unser Herz, daß das Leben immer weiter ging, immer weiter, ohne uns! Und mit jedem Jahre merkten wir, wie wir immer älter wurden, immer mehr altes Eisen, und wie immer schwerer es werden würde, wenn, ja wenn wir je das Glück haben würden, die Heimat wiederzusehen, den Anschluß ans Leben wieder zu finden. Und immer öfter kam der trübe Gedanke: Hat unsere Heimkehr überhaupt noch einen Sinn? Können wir der Heimat überhaupt noch etwas nützen, oder werden wir ihr nur zur Last fallen? Und doch hatte ein jeder noch einen Funken Hoffnung, wollte ein jeder gern einmal in deutscher Erde ruhen. Und jeder Transport, der in die Heimat geht, erneuert und erhöht die Seelenqualen der Zurückgebliebenen! Denn niemand weiß, wann wirst du dran sein, wirst du überhaupt einmal drankommen?! Daher ist auch keine Gabe zu groß, die ihnen ihr bitteres Loß erleichtern kann; denn sie sind die wahren Märtyrer des Abendlandes im 20. Jahrhundert! Möge sich an ihrem Leiden und an ihrem Schicksal die Jugend des Abendlandes aufrichten! Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde!

Euer Franz Mummert



Allherrentag Pfingsten 1953